

Datum

Delbrück



News

Disput um Moschee friedlich beigelegt

Ein Kommentar von Richard Heinrichs

Mit lauten Rufen und Plakaten „Wir sind Pankow“ demonstrierten in der Vergangenheit Bürger der Bezirks gegen den Bau der Khadija-Moschee in Heinersdorf. Die Menschen waren unzufrieden, nicht über den Bau der Moschee informiert worden zu sein. Sie wollten nicht, dass sich der Islam, der durch die Medien einen schlechten Ruf bekommen hat, weiter ausbreitet. Sie versuchten nicht, warum gerade ihnen eine Moschee direkt vor die Nase gesetzt wird. Die Unzufriedenheit brachte die Bürger dazu, Angst vor der ihnen neuen Religion zu haben und den Bau des Gotteshauses abzulehnen. Dieser zog sich in die Länge. Doch nun steht die Moschee amnützig zwischen den Gewerbe- und Industriezonen. Waren alle Pankower gegen den Bau? Viele Heinersdorfer wurden gar nicht nach ihrer Meinung gefragt. Entweder wollten sie nichts sagen oder es war ihnen gleichgültig. Doch es gibt auch Bürger, die den Disput um die Moschee ungerecht finden, dem immerhin leben sie in einem Staat, in dem die Religionsfreiheit im Grundgesetz verankert ist. Sie gründeten 2006 eine eigene Initiative „Heinersdorf öffnet sich“. Die Initiative unter der Leitung von Sandra Caspers findet die Vorzeichen- und Argumentationsweise der Moscheegegner verlogen und diskretibel. Deshalb setzen sich die Befürworter für ein besseres Verhältnis zwischen der Ahmadiyya-Gemeinde und den Pankower Anwohnern ein. Inzwischen sind die lauten Stimmen verstummt, es ist wieder Normalität in Heinersdorf eingetreten. Zurückblickend lässt sich sagen, dass alle Ängste der Bürger unbegründet waren. Die Mitglieder der Muslim-Gemeinde streben niemandem. „Wir sind eine friedliche Gemeinde“, beteuert der Imam Abdul Basit Tariq. Ich kann dem nur zustimmen. So offen und freundlich wie beim Besuch in der Moschee bin ich selten empfangen worden.

21 Monate nach Eröffnung der Khadija-Moschee: Eine Bestandsaufnahme Die Normalität ist eingekehrt



Imam Abdul Basit Tariq in der 2008 eröffneten Khadija-Moschee in Heinersdorf. „Die Anfeindungen waren für uns die beste Möglichkeit, unseren friedlichen islamischen Glauben bekannt zu geben.“

Die Eröffnung der Khadija-Moschee in Pankow-Heinersdorf lässt den schwierigen Baustart vergessen. Der feierlichen Eröffnungszeremonie in Anwesenheit der Berliner Kulturprominenz am 16. Oktober 2008 waren heftige Streitigkeiten innerhalb der Anwohnerschaft vorgezogen.

Demonstrationen und Proteste richteten sich gegen den Neubau des Gotteshauses, das der Ahmadiyya-Muslim-Gemeinde gehört. Die Gemeinde umfasst ca. 210 Mitglieder, wobei nur 100 bis 120 zum Gebet erscheinen. Ihre abweichende Haltung begründeten viele Anwohner mit Sätzen wie „Eine Moschee gehört nicht hierher“ oder „Wir bauen doch auch keine Kirchen in der Türkei!“. Einige Moscheegegner gründeten eigene die „Imamsgemeinschaft Pankow-Heinersdorfer Bitter“ (IPAHB), die unter anderem Unterschriften gegen den Neubau sammelte. Andere Bürger äußerten sich erst gar nicht zum Bau der Moschee oder beiführten ihm sogar.

„Wir fanden den Ton schrecklich. Es gab Demonstrationen, die NPD ist mitmarschiert. Wir hatten Flyer, rechtsradikale Hetze in unseren Briefkästen. Die Argumente der Moscheegegner waren Menschen verletzend. Das hat uns geblüht“, erklärt Sandra Caspers ihre Motivation, für einen Dialog zwischen Gemeinde und Bürgern einzutreten. Sie gründete 2006 mit Anderen die Initiative „Heinersdorf öffnet sich“, um sich für eine gerechte und menschenwürdige Behandlung der Muslimen, ein besseres und toleranteres Miteinander im Kiez einzusetzen. Aus dieser Initiative ist inzwischen die „Zukunftswerkstatt Pankow“ hervorgegangen. Im Bürgerverein engagieren sich mittlerweile 17 ehrenamtliche Mitarbeiter. Die Zeit ist ins Land gegangen. Haben die Heinersdorfer gelernt, mit der Moschee zu leben, oder finden die Zweifel der Anwohner nach wie vor in Protesten Ausdruck? Niemand kann das besser beantworten als der Imam Abdul Basit Tariq, der von Anbeginn tagtäglich im Gotteshaus tätig ist. Er bemängelt, das das

Bild des Islams hierzulande falsch und abschreckend sei, was bei den Deutschen zu Ängsten geführt habe. „Die Anfeindungen waren für uns zugleich die beste Möglichkeit, unseren friedlichen islamischen Glauben bekannt zu geben“, sagt Abdul Basit Tariq. Zweifel am Bau des Gotteshauses in Pankow hatte er nie, da „Deutschland ein Staat ist, der die Religionsfreiheit für die Menschen gewährleistet“. Hierzulande sei in Heinersdorf Normalität eingekehrt. Das Verhältnis zwischen der Gemeinde und den Pankowern ist gut, meist der Imam: „Viele kommen und besuchen uns. Schulklassen, Anwohner.“ „Es hat sich beruhigt“, bestätigt auch Sandra Caspers. „Es gibt sichtbar im Straßenbild nun nicht massenhaft Moslems, die nach Heinersdorf pilgern“, erklärt sie. Die Vorurteile und Ängste der Moscheegegner wären unbegründet gewesen. Trotzdem gibt es heute Anwohner, die dem muslimischen Gemeindehaus skeptisch gegenüberstehen. Auch das ist wohl normal.

Der „Blaue Stern“: Kino zwischen alt und modern

Filmtheater setzt auf Niveau und Atmosphäre

Die vordere Fassade der Hermann-Hesse-Straße 11 ist frisch gestrichen. Doch die alte Blau-Kino-Leuchttafel funktioniert scheinbar schon lange nicht mehr. Sobald man den „Blauen Stern“ durch eine Glastür betritt, verflucht man den hektischen Alltag der Straße. Die Atmosphäre im Filmtheater ist eine ganz andere. Es ist ruhig und riecht nach altem Popcorn. „Hier herrscht keine Hallenatmosphäre wie in großen Kinokomplexen“, sagt Thomas, der Kassierer. „Wir sind ein kleines, gemütliches und persönliches Kino“. Die Leute, die hierher kommen, wünschen das zu schützen. „Wir wollen keine Blockbuster zeigen, sondern anspruchsvolle Filme. Auch für ältere Leute.“ Stammgäste gibt es viele. „Es ist Vormittag, momentan sind kaum Besucher da. „Im Winter ist es hier voller“, erklärt Thomas. „Winter ist Kinoszeit. Im Sommer geht man lieber ins Freibad.“ Der junge Mann betont, dass der „Blaue Stern“ obwohl sehr alt, trotzdem modern ist: „Wir haben jetzt auch Digital 3 D Technik.“

Wenig später kommen Moritz und Jan ins Kino. Die beiden Zwölfjährigen wollen sich „Der fantastische Mr. Fox“ ansehen. Sie kommen oft her. Der Blaue Stern sei „am nächsten dran und schön und gemütlicher als große Kinos.“ Der „Blaue Stern“ ist neben einem Blumenladen in einem Wohnhaus untergebracht. Im 3. Stock gucken drei Kinder aus der Haustür. Und wie finden sie es, direkt über einem Kino zu wohnen? „Cool“, antworten sie. „Wir gehen oft in den „Blauen Stern“, er ist nicht so voll und nicht so laut.“ Eine 41-Jährige kommt mit ihrer kleinen Tochter, um sich „Hansi und Nanni“ anzuschauen. Auch die beiden kommen oft hierher, weil sie in der Nähe wohnen. „Man kennt das Kino“, sagt die Frau. Auch wenn es sehr klein sei, glaubt sie, dass das Filmtheater hängt kein Geheimnis mehr ist. Und warum heißt der „Blaue Stern“ so wie er heißt? „Das weiß keiner so genau“, meint Thomas. Das ist irgendwo in der langen Geschichte des Kinos untergegangen.

Judith Eckert



Der „Blaue Stern“ - hier 1986 - in Pankow ist schon immer sehr beliebt beim Publikum. Foto: Museumsverbund Pankow

Der „Blaue Stern“ hat eine bewegte Geschichte: Früher ein Ausflugs- und Gastrestaurant, ist es heute ein Kino. 1878 befand sich in den Räumlichkeiten noch ein Restaurant, welches einen Tanzsaal besaß. 47 Jahre später erigte man dort die ersten Kinosäle. 1933 wurde der Tanzsaal zu einem Kino mit Bühne umgebaut. Dieses hieß „Blauen-Lichtspiele“. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte die Wiedereröffnung des Filmtheaters gefordert werden. Zwei Jahre vor dem Mauerfall wurde das Kino in der Hermann-Hesse-Straße wegen Baufälligkeit geschlossen. 1991 bzw. 1994 wurden auch die anderen beiden Pankower Kinos „Lust-Lichtspiele“ und „Tivoli“ dicht gemacht. Im Dezember 1996 konnte dank des Engagements des heutigen Inhabers Uwe Feld der „Blaue Stern“ wiedereröffnet werden. Während des Umbaus des Filmtheaters war ein zweites Kinosaal entstanden. An das Foyer schließt sich das Café „Blauer Alb“ an. Der Boden des Cafés ist mit grünen Filzplättchen ausgelegt. Im Jahr 2010 hat die digitale Projektion, also 3D, Einzug in den „Blauen Stern“ gefunden.

Lina Lippert

Filmkritik: „Die Geisha“ Im eigenen Land verachtet, andernorts geliebt

Chiyo wächst in einem kleinen Dorf auf. Als ihre Mutter stirbt, verlobt sie ihr Vater an ein Geishahaus. Tag für Tag arbeitet Chiyo im Haus. Nach dem Willen ihrer Herrin darf sie mit 12 Jahren die Geishahaus besuchen. Auf dem Weg dorthin trifft sie zufällig den gut aussehenden Direktor. Da fasst Chiyo den Entschluss, auch eine Geisha zu werden. Sie arbeitet hart für ihren Traum, die bekannteste Geisha der Stadt zu werden. In der Welt von Reichtum und Schönheit steht sie auch dem Direktor wieder. Doch einer Geisha steht es nicht frei zu lieben.

In den USA kam der Film beim Publikum sehr gut an, denn die unbekannte, mystische Welt wirkt auf die Zuschauer einladend. In asiatischen Ländern – vor allem in Japan und China – hingegen war „Die Geisha“ umstritten. Kritiker sprachen von einem Skandal, denn die die Hauptrolle verkörpernde Zhang Ziyi ist Chinesin. Ein Regisseur erklärte dazu: „Eine Chinesin kann keine Geisha spielen, es ist eine traditionelle Figur der japanischen Kultur.“ „Die Geisha“ ist ein spannender, anspruchsvoller Film, der an manchen Stellen einige Längen hat. Trotzdem eine faszinierende Geschichte! Nadine Schöffel

Rund um die Uhr im Wagen leben

Auf Stippvisite im „Rollheimer“-Dorf Karow

Wer die Pankowstraße entlangfährt, kann links und rechts der Straße nun verwilderte Grünflächen erkennen. Niemand erkennt auf die Schnelle, dass dort Erwachsene mit ihren Kindern wohnen. Doch eines unterschätzen die Bewohner von ihren Mitmenschen: Sie haben einen eigenen Lebensstil – wachelt, leben in so genannten Wohnmobilen im Einklang mit der Natur. Es ist Berlin's zweite Wagnersiedlung hier in Karow, die einen festen Platzverzug bekommen hat. Bereitgestellt wurde die 4 Hektar große Fläche von der Stadt Berlin als Ersatz für die heruntergekommene Wagnersiedlung „East Side Gallery“. Auf dem Gelände befinden sich 60 Stellplätze, auf denen 100 Menschen leben, darunter 20 Kinder. Ein Gespräch mit den Anwohnern hat ergeben, dass es glücklicherweise nur wenige

„Rollheimer“ gibt, die arbeitslos sind. Zu den Bewohnern gehören Blogger ein Banker, ein Elektriker und einige Studenten. Sie sind also nicht ganz so anders, wie die meisten Leute in der Umgebung denken. Eine Blumenverkäuferin erzählt, dass sie immer einen großen Bogen um „diese Leute“ macht, aber selbst noch die schlechtesten Erfahrungen mit ihnen gemacht hat. Und wer weiß, vielleicht werden die „Rollheimer“ ja noch „Kleingartenpflanzbürger“, wie es der Bäcker in der Straße denkt.

Jessie Schreiber

Vom außergewöhnlichen Leben einer „Rollheimerin“
Marion sitzt auf einem Stuhl in ihrem kleinen Garten. Gemeinsam mit ihrem Sohn Neo lebt sie auf einem 160 Quadratmeter großen Grundstück auf dem Rollheimer-



„Rollheimerin“ Marion liebt es, mit ihrem Sohn in der Natur zu leben. Platz in Karow, 32 heimelige Quadratmeter Wohnfläche nennt sie ihr Eigen. Vor 8 Jahren hat der Zufall Marion auf den Platz geführt. Als sie mit dem Vater ihres Kindes auf Reisen ging, war sie nicht mehr als einem Wohnmobil, die Wohnung gekündigt. Doch es lief anders als geplant. Nach ihrer Rückkehr empfahl eine Freundin der nunmehr obdachlosen Familie das Grundstück der „Rollheimer“. Hinter der Tür zum Wohnwagen liegt das Reich von Marion und

Neo. Um eine größere Wohnfläche zu haben, stellen sie einfach zwei Wohnmobile aneinander, die sie sehr nett eingerichtet haben. Der Kleine bekam so sein eigenes Zimmer und ein Spielzimmer. Neo hat fast ein Wohnmobil für sich allein. In dem anderen Wohnwagen lebt Marion. Sie hat dort ihr Bett, eine Küche und das Esszimmer eingerichtet. Nur eine Toilette gibt es nicht im Wohnwagen, dafür im Garten ein Kompostklo. Dass Marion ein so außergewöhnliches Leben führt, merkt man ihr nicht an. Sie hat Hobbys, wie jeder andere auch. Sie liest gerne, schwimmt, trifft Freunde. Auch ihr Tagmahl auf ist ganz normal: Morgens um 6 Uhr steht sie auf, bringt dann Neo zur Schule und geht selbst zur Arbeit. Angedhen findet Marion, dass sie ihren Sohn in der Siedlung frei laufen lassen kann, ohne, dass sie Angst um ihn haben muss. „Mir hat von Anfang an das Miteinander der Menschen hier gefallen“, erklärt Marion. „Außerdem finde ich es toll, in der Natur zu wohnen.“ Neo hat ihr gesagt, dass er sie mehr wohnen leben möchte.

Kimberly Schlegel